

## Zur Geschichte des süddeutschen Gehöftebaues (mit besonderer Berücksichtigung Tirols)

Von Hermann Wopfner, Natters bei Innsbruck

Mit 10 Abbildungen (Tafel XLVIII—LI)

### I.

Die Hausforschung war in ihren Anfängen geneigt, starke Beziehungen zwischen Hausform und Volkstum anzunehmen; man sprach von einem fränkischen, sächsischen, schwäbischen usw. Haus. Genauere Untersuchungen über die Verbreitung der Hausformen ließen aber erkennen, daß Hausformgebiet und Volks- oder Stammesgebiet häufig auseinander gehen. Die Kritik, die nun an der älteren Auffassung einsetzte ging aber bald wieder in der Ablehnung völkischer Bestimmtheit der Hausform zu weit. Die Formen unseres volkstümlichen Hausbaues sind das Ergebnis einer langen, geschichtlichen Entwicklung; deren Ursachen sind, wie jene anderer geschichtlicher Erscheinungen, überaus mannigfaltig. Kräfte sehr verschiedener Art haben im Laufe der Zeiten den Hausbau beeinflußt und zum Entstehen bestimmter Formen geführt, Kräfte, die sich vielfach verflechten und wechselseitig bedingen. Die folgenden Ausführungen sollen unter anderem dartun, daß doch ein sehr starker Zusammenhang von Hausform und Volkstum besteht<sup>1)</sup>. Wie wäre das auch anders denkbar, da doch zwischen den verschiedenen Völkern und Volksstämmen bedeutende Kulturspannung besteht? Freilich hat im Laufe der Zeiten die Kultur eines Volkes weit hinausgegriffen über das Gebiet, in welchem das Volk heute wohnt. Schon aus diesem Grund werden daher Hausformgebiet und völkisches Siedlungsgebiet stark von einander abweichen können. In vielen Fällen wird aber doch die heutige Verbreitung einer Hausform Schlüsse auf das Ausstrahlungs- oder Entstehungsgebiet einer Hausform zulassen und die Erkenntnis des Zusammenhanges von Hausform und Volkstum erleichtern.

Das Inntal, soweit es innerhalb der Alpen sich erstreckt, ist heute noch das Siedlungsgebiet zweier Völker; das tirolische Inntal ist durchwegs von Deutschen bewohnt, an der tirolisch-schweizerischen Grenze bei Finstermünz

<sup>1)</sup> Vgl. Wopfner, Über Beziehungen von Hausform und Volkstum. Veröff. d. Mus. Ferd., Innsbruck, Festschr. zu Ehren O. Redlichs, 8. Heft (1928), S. 287ff. — In den folgenden Anmerkungen bedeutet „W“, daß es sich um Feststellungen handelt, die ich persönlich machte.

beginnt das rätoromanische Siedlungsgebiet, von welchem das oberste Inntal, das Engadin, einen Teil bildet. Als die Bayern im 6. Jahrhundert die Landschaften Tirols besetzten, war das Inntal zum mindesten von der Zillermündung aufwärts, von Rätoromanen bewohnt. Diese wurden in der Folgezeit mehr und mehr inntalaufwärts zurückgedrängt ins Alpeninnere. Im Engadin, das vom tirolischen Inntal durch eine siedlungsleere Talenge getrennt ist, hat sich die rätoromanische Urbevölkerung bis heute erhalten. Gewaltige Hochgebirge schufen ihm hier eine Rückendeckung gegen Germanisierung und Italianisierung. Im tirolischen Oberinntal wird ein vereinzelt Auftreten von Romanen („Latini“) noch im 12. Jahrhundert urkundlich bezeugt. Während das Gebiet unterhalb der Zillermündung verhältnismäßig wenig Spuren vorderdeutschen Lebens aufweist, vor allem die Zahl der vorderdeutschen Orts- und Flurnamen hier eine geringe ist, nehmen letztere von der Zillermündung aufwärts stark zu. Je weiter wir ins Alpeninnere inntalaufwärts vordringen, desto deutlicher schimmert die ältere, vorderdeutsche Kulturgeschichte durch die jüngere Schichte des Deutschtums durch. Die rätoromanische Unterschicht unter dem deutschen Volkstum Tirols ist geradezu als eine der wesentlichen Bedingungen der Eigenart tirolischen Volkstums und seiner Kultur zu erklären. Im oberen Inntal tritt der Einfluß der rätoromanischen Unterschicht unter anderem auch im Hausbau und in der Siedlung stärker in Erscheinung.

Gegenüber den weiträumig angelegten Dörfern des Unterinntales nehmen im Oberinntal die eng gebauten Straßen- und Platzdörfer zu. Ein eigenartiges, mit rätoromanischer Kultur in Zusammenhang stehendes Gepräge weisen die Häuser des Engadin<sup>2)</sup> und des obersten tirolischen Inntales auf. Kennzeichnend ist zunächst die Trennung von Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die wir bei den ältesten Formen finden. Zwar ist oft das Wirtschaftsgebäude, der „Stadel“ (rätoromanisch „*tabla*“, „*talvo*“ oder „*klavo*“), unmittelbar hinter das Wohnhaus gestellt, aber das Wirtschaftsgebäude ist auch dann ein durchaus selbständiges Bauwerk. Baustoff und Bauweise sind beim Stadel anders geartet als wie beim Wohnbau. Dieser ist schon bei den ältesten Gehöften ganz aus Stein aufgeführt (vgl. Abb. 1), während die ältesten Stadel ganz aus Holz errichtet sind. Im gemauerten Wohnhaus kommt häufig der Gewölbebau zur Anwendung. Der Grundriß zeigt bei alten Häusern die Form eines Seitenflurhauses (s. Abb. 2). An der Längsseite des Flurs, der die halbe Breite des Hauses einnimmt, sind Stube, Küche und ein Vorratsraum in der Richtung der Längsachse des Hauses hintereinander angeordnet. Jeder dieser Räume ist vom Flur her zugänglich. Kennzeichnend ist die Heizung des Stubenofens von der Küche aus, in welche durch das Heizloch des Ofens der Rauch des Ofenfeuers entweicht. Der Rauch sammelt sich im oberen Teil der meist gewölbten Küche an und findet dann durch ein Loch in einer der Ecken der Küchendecke seinen Ausgang in den gemauerten Kamin. In der Küche befindet sich außer dem Herd auch der Backofen, der erkerartig über die Küchenwand hinausgebaut ist (vgl. Abb. 1). Stube und Küche sind niemals durch eine Türe verbunden. Wer von der Stube in die Küche

<sup>2)</sup> Die Arbeit von E. Poeschel „Frühbericht über das Engadiner Haus“, Freundesgabe für Ed. Korrodo (1945), war mir leider nicht zugänglich.

will, muß seinen Weg über den Hausflur nehmen. Der breite Seitenflur dient gelegentlich als Arbeitsraum und enthält — im Gegensatz zum Küchenflurhaus — niemals eine Feuerstelle. Der breite Seitenflur erschien in jüngerer Zeit offenbar als Raumverschwendung; man baute daher Kammern ein, so daß aus dem alten Seitenflurhaus ein Mittelflurhaus wurde (vgl. Abb. 3).

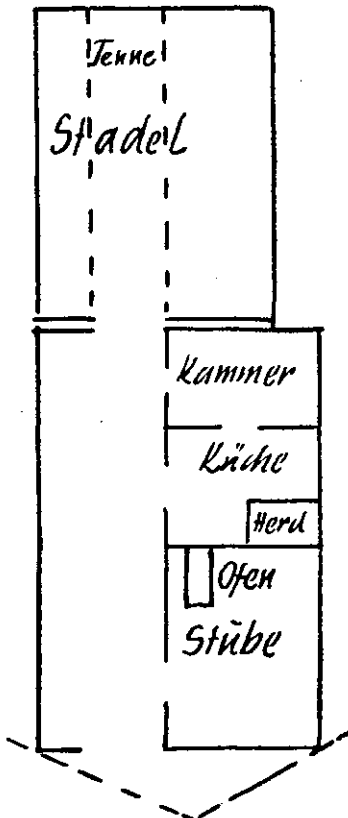


Abb. 2. Seitenflurhaus

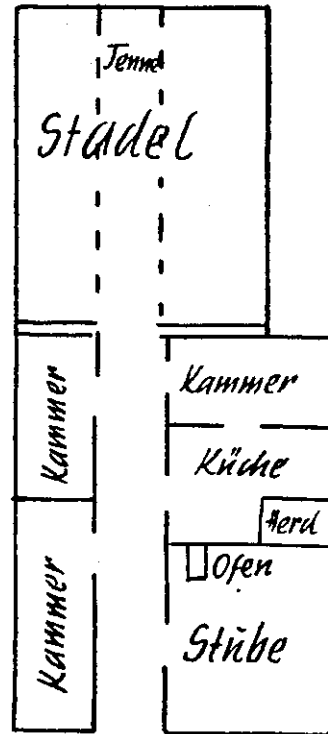


Abb. 3. Mittelflurhaus

Häuser der geschilderten Art finden wir am stärksten vertreten in den großen alten Dorfsiedlungen und Weilersiedlungen des obersten tirolischen Inntales; hier reichen sie innabwärts bis in die Gegend von Imst. Spuren einer einstens noch weiter nach Westen reichenden Verbreitung wurden festgestellt<sup>3)</sup>. Man hat die Häuser dieser Art wegen ihrer Verbreitung über ein Gebiet, das teils heute noch von Rätoromanen bewohnt ist, teils wenigstens in der ersten Hälfte des Mittelalters noch von Romanen bewohnt war, als rätoromanische bezeichnet<sup>4)</sup>. Im Bereich der jüngeren deutschen Einzelhof-

<sup>3)</sup> Vgl. Wopfner, Hausform und Volkstum, a. a. O., 318ff.

<sup>4)</sup> Hunziker, Das Schweizer Haus, 3. Bd.: Graubünden (Aarau 1905), S. 3ff., 222ff.

siedlung des Oberinntales fehlt diese Hausform. Ihr Alter ist ein sehr hohes; es ist mir zwar bei meinen bisherigen Wanderungen nicht gelungen, Häuser dieser Art festzustellen, die ihren Inschriften nach vor das 15. Jahrhundert zurückreichen würden, aber für ein hohes Alter der Type spricht es, daß sie im 16. Jahrhundert bereits in voller Ausbildung vorhanden ist. Bei der Langsamkeit der Typenbildung und Typenänderung darf man wohl annehmen, daß die rätoromanische Hausform in ihrem wesentlichen Bestand weit in das Mittelalter zurückreicht. Es handelt sich hier um eine Hausform bodenständiger Entstehung. Häuser dieser Art begegnen in Siedlungen, die ganz abseits vom Verkehr liegen, wie z. B. in den Bergdörfern Fendels und Kauns im tirolischen Oberinntal oder im Weiler Samnaun im innersten schweizerischen Samnauntal (Nebental des Inntales). Eine Einwirkung von außen kommender Einflüsse im späten Mittelalter kann daher nicht wohl auf die Ausbildung dieses Hauses von Bedeutung gewesen sein. Ein Zeugnis des 8. Jahrhunderts, das Testament des Bischofes Tello von Chur, schildert in einer dem Engadin benachbarten Landschaft, dem Vorderrheintale, gemauerte und mehrräumige Häuser<sup>5)</sup>, wie sie in ähnlicher Weise durch Funde aus der Römerzeit für andere Hochgebirgslandschaften der Schweiz nachgewiesen wurden<sup>6)</sup>. Nach dem Testament Tellos ward das Wirtschaftsgebäude (der heutige Stadel) getrennt vom Wohnbau errichtet; es wird in der Urkunde als „tabulatum cum stabulo“ oder „tabulatum et stabulum“ bezeichnet ganz entsprechend dem jüngeren in deutschen Urkunden Tirols und noch heute in Tirol gebräuchlichen Ausdruck „Stall und Stadel“<sup>7)</sup>.

Ist das rätoromanische Haus zwar ein bodenständiges Gebilde des romanischen Kulturbodens, so wird deswegen doch nicht jeder von außen kommende Einfluß abgelehnt. Ob die Ofenstube dem älteren romanischen Hause fremd war und ihm erst von deutscher Seite her zugekommen ist, erscheint heute fraglich. Das Seitenflurhaus darf wohl als die älteste Erscheinungsform des rätoromanischen Hauses angesehen werden; sein Seitenflur besitzt niemals eine Feuerstelle; dadurch unterscheidet sich diese Hausanlage von dem namentlich im schwäbisch-alemannischen Gebiet weit verbreiteten Haus mit einem seitlichen Flurküchenraum. Häuser mit sehr breitem, herdlosen Seitenflur müssen vor alters in ganz Tirol verbreitet gewesen sein; ich traf solche Häuser in den meisten tirolischen<sup>8)</sup> Landschaften, aber freilich nur mehr ganz vereinzelt. Nur im Westen Tirols, vor allem im inneren Ötztal und Pitztal konnte ich sie noch in größerer Anzahl feststellen. Bei all diesen Häusern sind Küche und Stube wie beim rätoromanischen Haus seitwärts neben dem Flur angeordnet und von ihm aus zugänglich, während sie untereinander der Verbindung entbehren. Ob man diesen Grundriß als typisch

<sup>5)</sup> Vgl. Wopfner, Tirolische Volkskunde, S. 221 (Sonderabdruck aus „Tirol, Land und Natur, Volk und Geschichte, Geistiges Leben“, hg. vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein, München 1933).

<sup>6)</sup> Vgl. Stähelin, Die Schweiz in römischer Zeit, 2. Aufl., S. 368ff.

<sup>7)</sup> Der Ausdruck tabulatum = Stadel ward von den Deutschen Tirols als Fremdwort in der Form „Tabland“ übernommen. So erwähnt z. B. ein Inventar des Gerichtes Heunfels (Archiv der Landesregierung in Innsbruck) von 1585 einen „tablandt im veld“.

<sup>8)</sup> Unter „Tirol“ wird selbstverständlich ganz Deutschtirol nord- und südwärts vom Brenner verstanden.

romanisch bezeichnen darf<sup>9)</sup>, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls handelt es sich hier um eine alte, schon in vorddeutscher Zeit entstandene Hausform, hierfür spricht ihre Verbreitung in deutschen wie in romanischen Landschaften.

Das rätoromanische Haus hat auf die Gestaltung des volkstümlichen Hausbaues in Tirol eine starke Wirkung ausgeübt, und zwar sowohl auf den Grundriß wie auf die Technik des Baues. In letzterer Hinsicht ist vor allem auf die starke und frühzeitige Verwendung des Mauer- und Gewölbebaues zu verweisen<sup>10)</sup>. Nur in den Gebieten spätmittelalterlicher Hochgebirgs-siedlung und allgemeiner in den östlichen Landschaften Tirols ist der Mauerbau offenbar erst eine jüngere Einführung; immerhin fehlt es an einzelnen älteren Vertretern des gemauerten Baues auch hier nicht. Auch die im westlichen Nordtirol und in ganz Deutschsüdtirol verbreitete Trennung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden möchte ich mit älterem rätoromanischem Hausbau in Zusammenhang bringen, da ihre Ausbreitung sich mit jenen Gebieten deckt, in welchen sich rätoromanisches Wesen länger zu halten vermochte als im Osten Tirols. Auch die Hintereinanderstellung von Stube und Küche und die Heizung des Stubenofens von der Küche aus — Baugewohnheiten, die in ganz Tirol mit Ausnahme einiger östlicher Landschaften allgemein verbreitet sind — erklären sich gleichfalls am besten aus einer Einwirkung des alten rätoromanischen Hauses<sup>11)</sup>.

## II.

Wie sich nun das deutsche Volkstum (bajuwarisches und alemannisches) als jüngere Schicht seit dem 6. Jahrhundert über die rätoromanische Unterschicht lagerte, so haben sich mit der Ausbreitung deutscher Siedler auch die bei Bayern und Alemannen bisher gebräuchlichen Hausformen neben den älteren Hausformen zu verbreiten begonnen und sind sie einerseits der Einwirkung der älteren, bodenständigen Hausform unterlegen und haben sie andererseits diese beeinflußt. Die ältesten Quellen, die uns vom Gehöft der Bayern und Alemannen berichten, die Volksrechte aus dem 7. und der Mitte des 8. Jahrhunderts, lassen erkennen, daß es aus einer Reihe selbständiger Bauwerke bestand. Es entspricht ganz einer urtümlichen, im Technischen noch wenig vorgeschrittenen Hauskultur, für jeden besonderen Zweck ein eigenes Bauwerk zu errichten. So werden in den Volksrechten neben dem Wohnhaus als gesonderte Bauten genannt im bayerischen Recht: eine „*scuria*“ (Scheuer), sodann eine Scheuer ohne Wände „welche bei den Bayern *scof* (= Schupfen) genannt wird“, weiters ein Speicher zur Verwahrung des Ge-

<sup>9)</sup> Wie dies Schwabe, Das Schweizer Haus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung (1918), S. 53, annimmt.

<sup>10)</sup> Daß der Steinbau erst seit dem 18. Jahrhundert beim Bauernhaus Verbreitung gefunden habe, wie gelegentlich behauptet wurde, ist sicher irrig. In den alten Dorf- und Weilersiedlungen West- und Südtirols finden wir eine große Zahl von alten, mindestens in das 16. Jahrhundert zurückreichenden gemauerten Bauernhäusern. Der Typus dieses gemauerten Hauses ist aber natürlich weit älter. In Südtirol weisen allerdings, wie ich im unteren Eisacktal feststellen konnte, die Mauern alter Bauernhäuser nicht Kalk sondern Lehm als Bindemittel auf.

<sup>11)</sup> Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß auch anderwärts, wo solche Beziehung zwischen Küche und Stube auftritt, sie auf Einwirkung bodenständiger, rätoromanischer Kultureinflüsse zurückzuführen ist.

treides, welcher „*parch*“ (= Barge, von Bergen) genannt wurde, ein „*balnearius*“ (= Badstube) und endlich eine „*coquina*“ (= Küche), ein eigenes Küchenhaus; im alemannischen Volksrecht werden als solche Nebengebäude genannt: „*ovilia*“ (Schafställe) und „*porcaricia*“ (Schweinställe), „*granica*“ (= Scheune), „*spicaria*“ (= Speicher) „*cellaria*“ (= Keller) und eine „*stuba*“ (= Badstube). Eine Reihe dieser Baulichkeiten vermögen wir — abgesehen vom eigenen Küchenhaus und den gesonderten Schaf- und Schweinställen — noch heute bei den Gehöften in verschiedenen Landschaften Tirols wie in anderen von Bayern und Alemannen bewohnten Landschaften festzustellen.

Die „*scuria absque parietibus* (Scheuer ohne Wände), welche von den Bayern „*scoph*“ genannt wurde, ist als „Schupf'n (fem.) noch heute bei verschiedenen Gehöften Nord- und Südtirols anzutreffen. Meist ist sie ein offener Raum, dessen Dach nur auf Holzpfählern ruht. Während aus dem bayerischen Volksrecht nicht näher ersichtlich wird, welchen Zwecken der „*scoph*“ diene, sind heute in der „Schupfen“ Wagen, Geräte, Holz und dergleichen untergebracht. Die im bayerischen Volksrecht (Tit. X, 2)<sup>12)</sup> genannte „*scuria . . . conclusa parietibus et pessulis cum clave munita*“ (die von Wänden umgebene und mit Riegel und Schloß gesicherte Scheuer) dürfte in dem gesonderten Tennenbau (der „Tenn“) zu erkennen sein, den ich bisher in Tirol allerdings nur in den nordöstlichen Landschaften, im Gebiete unterhalb der Zillermündung antraf (vgl. Abb. 4). Er ist immer reiner Holzbau und auch in seinen einfachsten Formen regelmäßig mit einem „Troad-Kaschten“ (= Speicher) verbunden. Die Getreidegarben werden in einen Vorräum, den sogenannten „Vortenn“ (vgl. Plan, Abb. 5, S. 705) mit Fuhrwerk gebracht und sodann auf den „Borstadel“, der ober dem Kasten gelegen ist, zur vorläufigen Aufbewahrung geworfen. Zur Zeit des Drusches werden die Garben vom Borstadel auf den „Vortenn“ herabgeworfen. Hier wurde früher mit Bengel oder Drischel<sup>13)</sup>, die beide in Verwendung standen, ausgedroschen. Heute bedient man sich meist einer Dreschmaschine. Die Dreschmaschine wird durch einen mit einem Pferd oder mit zwei Pferden bespannten „Göpel“ in Bewegung gesetzt; dieser ist eine Treibvorrichtung mit senkrechtem Baum (Achse) und wagrechtem Zahnrad aus Holz, durch die es ermöglicht wird, die Muskelkraft der Zugtiere zum Antrieb der Dreschmaschine auszunützen. Das gedroschene Getreide kommt dann samt der noch anhaftenden Spreu in die „Vahkammer“<sup>14)</sup>, wo die grobe Spreu durch Schütteln mit der „Vahreiter“ (einem geflochtenen Holzsieb) entfernt wird. Das „gevahte“ Getreide und das übrige Getreide, welches schon nach dem Drusch keine größere Spreu mehr aufwies, kommt in die Windmühle, die ebenfalls auf dem Vortenn steht. Hernach gibt man das Getreide in die „Rosla“ oder „Sieb“. Das gesiebte Getreide wird in das „Starschaffl“ eingefafßt und aus ihm in den „Troadkaschten“ geschüttet<sup>15)</sup>. In diesem sind „Troadtruchen“ für jede Getreideart.

<sup>12)</sup> Nach der Ausgabe K. Beyerles (München 1926).

<sup>13)</sup> Vgl. Wopfner, Tiroler Volkskunde, S. 265.

<sup>14)</sup> Mit „Fesen“ = Spreu zusammenhängend?

<sup>15)</sup> Für Mitteilungen über den Tennenbau habe ich meinem Freund, Herrn Oberlandesgerichtsrat Dr. G. Entleitner, für die Zeichnung des Tennengrundrisses Herrn Oberlehrer Schneider in Hopfgarten zu danken.



Abb. 1. Haus in Ladis (mit vorspringendem Backofen).



Abb. 4. „Tenn“ zu Stegen (Hopfgarten-Land).



Abb. 6. Stoangadn beim Mugger in Obern (Leutasch).

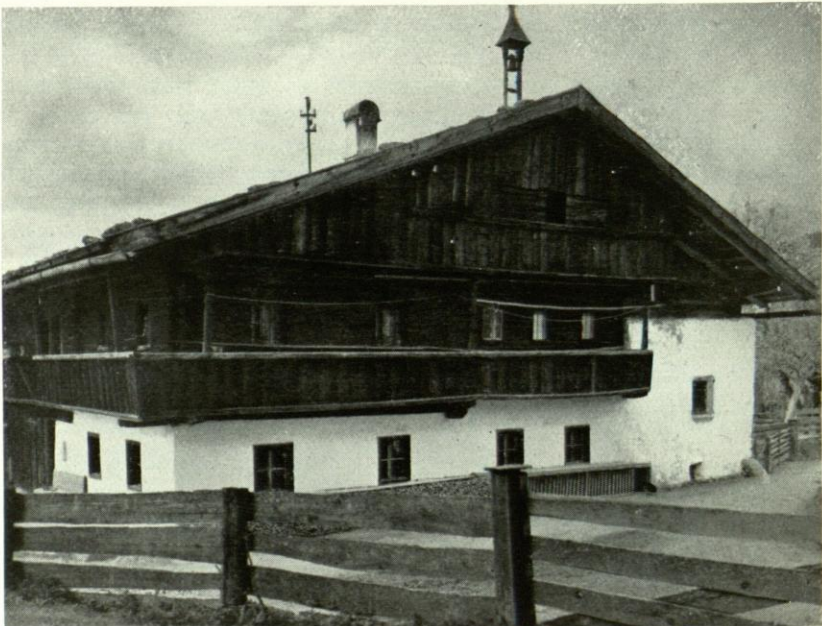


Abb. 7. Haus mit eingebautem „Kasten“ (rechts) zu Reith ober Brixlegg.



In den schriftlichen Quellen findet sich, so viel ich bisher sah, der gesonderte Tennenbau erst seit dem 17. Jahrhundert<sup>16)</sup> erwähnt.

Folgende Erwägungen begründen die Gleichstellung dieses „Tenn“ mit der verschlossenen Scheuer des bayerischen Volksrechtes. Daß es sich bei dieser „*scuria*“ um eine besondere Art des Speichers handeln muß, ergibt sich schon daraus, daß der Text von Tit. X, 1, des Volksrechtes gleich nachher

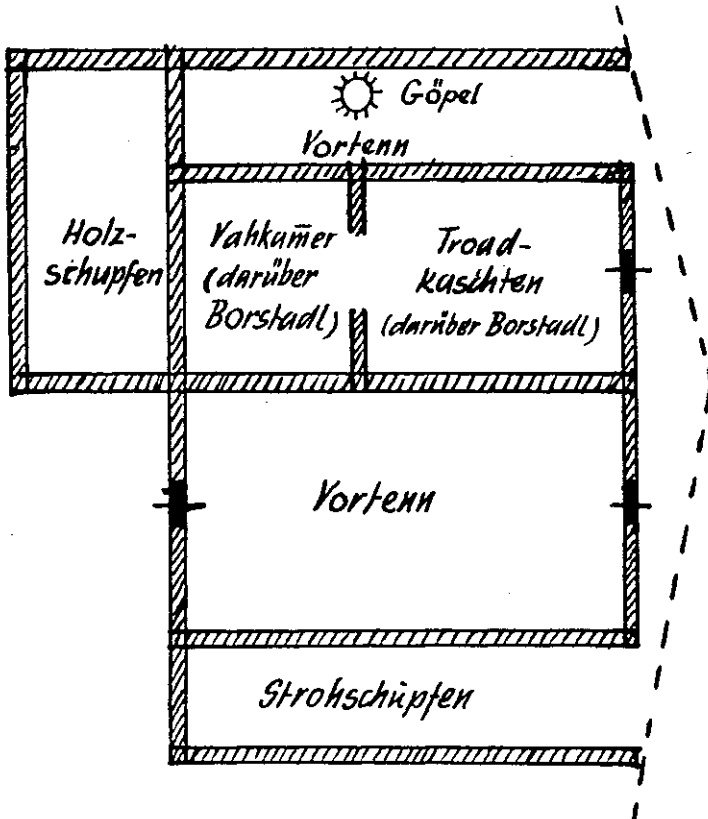


Abb. 5. Grundriß des „Tenn“ zu Stegen bei Hopfgarten-Land (Brixental).

spricht „de illo, granario quod parch appellat“ (von jenem Getreidespeicher, den sie „Parch“ (heute „Barge“) nennen. Es sind also mit dem Gehöfte der alten Bayern zwei Arten von Speichern verbunden gewesen. *Scuria* ist ein latinisierter, althochdeutscher Ausdruck, im Altbayerischen entspricht ihm laut einer alten Erläuterung (Glossierung) der Ausdruck „*stadal*“<sup>17)</sup>. Mit

<sup>16)</sup> Z. B. Kataster des Gerichtes Kufstein 1675 für die Gemeinde Thiersee vom Jahre 1675. Ein „Thenn“ wird hier unter den Nebengebäuden eines Gehöftes genannt.

<sup>17)</sup> Vgl. das Glossar zu Beyerles Ausgabe der Lex Baiuvariorum, S. 213; ferner v. Kralik, Die deutschen Bestandteile der Lex Baiuv. Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, 58. Bd. (1913), S. 36.

„Stadel“ wird aber noch heute in der altbayerischen Landschaft des westlichen Pustertales und des unteren Eisacktales in Deutschsüdtirol die Dreschtemne bezeichnet<sup>17a)</sup>, die allerdings heute einen Teil des Wirtschaftsgebäudes bildet. Scheuer (abgeleitet vom althochdeutschen *scur*), wird auch im alemannischen Gebiet gelegentlich für die Dreschtemne gebraucht<sup>18)</sup>.

Bei vielen alten Bauernhöfen Deutschtirols ist noch heute ein „*kaschten*“ (*troadkaschten*) als gesondertes Bauwerk erhalten; beim früher beschriebenen „*tenn*“ war er mit der Dreschtemne verbunden. Sowohl das bayerische Volksrecht wie das alemannische kennen den gesonderten Kornspeicher als *granarium* oder *spicaria* (den *spicher* der heutigen Alemannen). Der „*kaschten*“ der nordöstlichen Landschaften Tirols (unterhalb der Zillermündung) erscheint regelmäßig als ein zweigeschoßiges, im Blockbau sorgfältig gezimmertes Bauwerk, dessen Bodenfläche etwa 12 bis 14 Quadratmeter mißt<sup>19)</sup>. Öfters sind auch Kasten anzutreffen, bei denen das Erdgeschoß gemauert und nur das obere Stockwerk gezimmert ist. Ja es kommt vor, daß neben Wohnhäusern, die ganz aus Holz errichtet sind, durchaus gemauerte Speicher gleich niedrigen Türmen<sup>20)</sup> stehen.

Solche gemauerte Kasten sind mit Eisentüren versehen, die vergitterten Fenster können durch Eisenladen verschlossen werden. Estrichboden, ja sogar Gewölbe verstärken die Feuersicherheit. Wenn das Erdgeschoß des Kastens gemauert ist, wird es wohl auch als „Keller“ trotz seiner Lage oberhalb des Erdbodens bezeichnet; „Keller“ wird also hier noch im älteren Sinn zur Bezeichnung eines Vorratsraumes ohne Rücksicht auf seine Lage unter oder oberhalb des Erdbodens verwendet. Entsprechend der für Vorratsräume üblichen Bezeichnung *gaden* wird der Speicher auch in manchen Landschaften „*gaden*“ genannt. So wurde mir in der Leutasch (nordöstlich Innsbruck) ein alter, seinen Türeinfassungen nach in die Zeit der Gotik zurückreichender, zweigeschoßiger Speicher als *stoangad'n* bezeichnet. Der Kasten oder Speicher diente der Verwahrung des ausgedroschenen

<sup>17a)</sup> ) Nach persönlichen Feststellungen in einer großen Zahl von Gemeinden.

<sup>18)</sup> Vgl. K. Rhamm „Der heutige Stand der deutschen Hausforschung“ und das neueste Werk Meitzens „Globus“, 71. Bd. (Braunschweig 1897), S. 172. Auch Stephani, Der älteste deutsche Wohnbau (1902), will unter der *gramica* des älteren alemannischen Gehöftes eine Dreschtemne mit Lagerraum für die auszudreschenden Kornfrüchte verstehen, neben welcher noch eine eigene Getreidekammer (*spicaria*) besteht (S. 331).

<sup>19)</sup> Über vereinzeltes Auftreten von Speichern, die auf Pfählen stehen, vgl. Wopfner, Volkskunde, a. a. O., S. 241.

<sup>20)</sup> In den älteren Urkunden werden öfters Bauernhäuser mit einem Turm als Zubehör genannt; zum Teil mag es sich hierbei um alte, in bäuerlichen Besitz gekommene, Dorfburgen und befestigte Adelsansitze handeln, die häufig Türme aufweisen. In einem anderen Teil der Fälle könnte es sich aber auch um turmartige, gemauerte Speicher handeln. Vgl. Tarneller, Die Hofnamen im Burggrafenamt und in den angrenzenden Gemeinden. Sonderdruck aus dem Archiv für österreichische Geschichte, 100. Bd., I. (1909), S. 18. Tarneller verweist auf die vielen Turnerhöfe, bei welchen es sich um Höfe bei einem „*Turn*“ handelt. H. v. Wieser hatte die Freundlichkeit mich auf einen alten, turmartigen Kasten, der an den „*Schwoaghof*“ auf dem Großvolderberg (südöstlich Innsbruck) angebaut wurde, aufmerksam zu machen. Es handelt sich hier um einen Kasten mit gemauertem Erdgeschoß. Auf dem Verputz finden sich einige Röthelinschriften aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, unter anderem: „Alle die gottes wort bewaren, sind zu dem ewigen lebenn ausserkorn. 1546.“ „Der Herr wiertz versehen alls mit gnaden.“ „Frey dich deufel, fryss pfaffen, scheus lanzknecht. . .“

Getreides. Große Truhen („*koarngrant*“ im südöstlichen Tirol genannt) mit Unterabteilungen, den *kleaschtern* (Südtirol und Osttirol) enthielten das Korn. Auch Fleisch in getrocknetem (geräuchertem, „geselchtem“) Zustand ward hier verwahrt. In früherer Zeit diente der Speicher auch, wie mir einzelne meiner bäuerlichen Gewährsmänner versicherten, der Aufbewahrung von Kleidern ähnlich dem skandinavischen Speicher.

In manchen Landschaften Tirols ist der Kasten unmittelbar an das Haus angebaut, aber so, daß er immer noch als selbständiges Bauwerk hervortritt. Dies konnte ich im tirolischen Lechtal und zu St. Leonhard in Enneberg beobachten. In Gramais, Namlos und Berwang (in Nebentälern des Lechtales) trifft man bei älteren Häusern vereinzelt den Kasten der Stirnseite des Wohnhauses vorgebaut; er ist hier auf hohe Holzpfeiler gestellt, so daß er als Vorsprung des Oberstockes erscheint. Gelegentlich führt eine eigene Stiege zu ihm empor (Gramais). Diese Art des Kastenbaues war hier noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein verbreitet; heute bildet sie eine Ausnahme, die z. B. in Gramais, soviel ich (1911) feststellen konnte, nur noch bei zwei Häusern vorkommt. Der Vorsprung, den manche Häuser des oberen tirolischen Lechtales auf der Giebelseite aufweisen, mag mit dem Umbau eines solchen alten Kastens und seiner völligen Vereinigung mit dem Wohnbau zusammenhängen. In anderen Landschaften wurde der Kasten völlig in das Wohnhaus eingebaut. Das ist z. B. im Alpbach (Nebental, das bei Brixlegg in das Unterinntal mündet) der Fall. Immerhin tritt auch hier noch innerhalb des Hauses der Speicher, hier *gaden* genannt, als eigenes Bauglied hervor<sup>21)</sup>, soweit er als *stoangaden* im Mauerbau aufgeführt erscheint (vgl. Abb. 7). Auch in seiner Einteilung in der Senkrechten weicht er von den Geschossen des Wohnbaues ab.

Speicher mit gemauertem Erdgeschoß und gezimmertem Obergeschoß sind urkundlich für Deutschtirol seit dem 14. Jahrhundert zu erweisen. Gemauerte *gaden* in der Ortschaft Innichen als gesonderte Baulichkeiten nennt eine Urkunde des Stiftes Innichen vom 18. Oktober 1369<sup>22)</sup>. Ebenso ist für das 14. Jahrhundert in Innichen „*ein gemaurtez gadem und ein hultzein chasten darauf*“ nachweisbar<sup>23)</sup>. „*Ein neuen kasten und keller*“ im Orte Tannrain (Oberinntal) erwähnt eine Urkunde des Klosters Stams vom 29. August 1456<sup>24)</sup>. Auch im Oberinntal hat der Kasten mit gemauertem Erdgeschoß oder Keller weitere Verbreitung gefunden. Der Steuerkataster des Gerichtes Landeck<sup>25)</sup> aus dem Jahre 1628 nennt (Bl. 536) bei einer Güterbeschreibung von Ralsberg (Stanzertal, Nebental des Oberinntales) „*ainen keller, darauf ain kasten*“. Der Keller der im alemannischen Volksrecht als gesonderte Baulichkeit genannt wird, erscheint demnach in

<sup>21)</sup> W.

<sup>22)</sup> Orig.-Perg. im Kapitelarchiv zu Innichen. Für freundliche Förderung meiner Arbeiten in diesem Archiv habe ich Propst Peter Feldner (†) besonders zu danken. Regest der Urkunde in Archivberichte aus Tirol, 3. Bd., Nr. 2720.

<sup>23)</sup> Orig.-Perg. Stiftsarchiv Innichen von 1399 April 24 (Archivberichte aus Tirol, 3. Bd., Nr. 2795).

<sup>24)</sup> Archiv des Klosters Stams, Urkunden Reg. M. X, n. 4, Auszug 18. Für wertvolle Förderung meiner Arbeit habe ich Abt Stefan Mariacher (†) von Stams sehr zu danken.

<sup>25)</sup> Archiv der Tiroler Landesregierung.

Tirol beim alten Gehöfte in Verbindung mit dem Kasten und bildet als gemauerter Vorratsraum das Erdgeschoß des Kastens. Ein Keller kurzweg als gesonderter Bau wird urkundlich im Orte Freudenfeld (südlich Sterzing im oberen Eisacktale) für das 14. Jahrhundert genannt<sup>26)</sup>.

Manche der heute noch vorhandenen Kasten weisen beträchtliche Größe auf; sie dienten ursprünglich nicht einem einzigen Haushalte sondern der Sammlung der Kornabgaben für eine Grund- oder Zehentherrschaft. So steht noch heute in der Nähe der Pfarrkirche des uralten Dorfes Anras (östliches Pustertal) der große, gemauerte Kasten, welcher das Zehentgetreide und vielleicht auch andere Getreideabgaben aufnahm. Ein größerer gemauerter und zweigeschoßiger Steingaden ist im Weiler Haus (Oberau in der Wildschönau) erhalten. Er enthält, wie das Stiftsbuch des Klosters Seon in Bayern von 1673 bemerkt, im Untergeschoß einen „Weinkeller“. An der Vorderseite des Gadens sind sechs trabende Pferde aufgemalt. Der Kasten diente der Sammlung der Zinse der klösterlichen Grundherrschaft. Das Bild stellt das Erscheinen des Stiftpropstes zur Baustift dar<sup>27)</sup>.

Die Speicher, die heute noch bei den Gehöften stehen, sind Zeugen einer älteren, von der heutigen wesentlich verschiedenen Form der bäuerlichen Wirtschaft; sie erzählen sowohl von der alten Vorratswirtschaft wie auch von einem Getreidebau, der viel ausgedehnter war als der heutige. Die Verkehrswirtschaft unserer Tage, die auch beim Bauern die Ansammlung großer Vorräte beseitigt hat und an Stelle des selbst erzeugten Getreides das gekaufte gebracht hat, machte die Speicher überflüssig. Die „Kasten“, die sich bis heute erhalten haben, sind vielfach einer anderen Verwendung zugeführt; im Erdgeschoß ist eine „Bastel-“ oder „Machelkammer“, das heißt eine Werkstatt oder Verwahrungsstelle von Handwerkzeug untergebracht. In manchen Fällen sind die Kasten zu kleinen Wohnhäusern umgebaut worden, ihre Bewohner werden (z. B. im Alpbach) als „Kastinger“ (Kastenbewohner) bezeichnet.

Bereits beim Gehöft der Germanen gab es ein eigenes kleines Haus, in welchem eine Art von Dampf- oder Schwitzbad genommen werden konnte. In dieser Badehütte, im Althochdeutschen *stuba* oder *stupa* genannt, wurde auf glühend gemachte Steine Wasser aufgegossen und der aufstiebende heiße Wasserdampf für ein Schwitzbad verwendet<sup>28)</sup>.

„Badstuben“ als gesonderte Hütten begegnen uns heute noch bei alten Bauernhöfen Tirols, so besonders im Unterinntal<sup>29)</sup>. Diese Badstuben (Abb. 8)

<sup>26)</sup> Regest der Urkunde von 1364 in Archivberichte, 2. Bd., Nr. 2007.

<sup>27)</sup> Vgl. Bachmann, Wildschönau. Veröff. d. Mus. Ferd., Heft 18 (1938), S. 112f. und Tafel 13.

<sup>28)</sup> Vgl. M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer, I. (Leipzig 1899), S. 45. Zur Frage der Herkunft der Badstube vgl. B. Sohler, Hauslandschaften und Kulturbewegung im östlichen Mitteleuropa (Reichenberg 1932), S. 278ff., und V. v. Geramb, Die Kulturgeschichte der Rauchstube „Wörter und Sachen“, Band 9, S. 29ff.). Über die Badstube, ihr Alter und ihre Verbreitung handelt ausführlich A. Dachler, Baden und Badstuben, Zeitschr. f. österr. Volkskunde, 15. Bd. (1909), S. 6ff. Vgl. ferner R. Dertsch, Die ländliche Badstube im bayerischen Schwaben (Bayerischer Heimatschutz, 22. Bd., S. 71—77) und K. Ilg, Herd und Ofen, „Tiroler Heimat“, Band 12 (NF. 1948), S. 40.

<sup>29)</sup> Über tirolische Badstuben vgl. Sinwel in Tiroler Heimatblätter, Jg. 1926, S. 130; Plattner, ebd., Jg. 1926, S. 21ff.; Tschurtschenthaler, ebd., Jg. 1930, S. 2; Ders. in „Der Schlern“, Jg. 1928, S. 178.; Wopfner, Tiroler Volkskunde, a. a. O., S. 241. Kleinere Mitteilungen über Badstuben bringen Tiroler Heimatblätter, Jg. 1926, S. 88 und 218.

zeigen einen von Blockwänden umschlossenen Einraum, der etwa drei bis vier Meter im Geviert mißt. Auf der vorderen Giebelseite ist das Hüttendach weit vorgezogen und überdeckt, an seinem vorderen Ende auf zwei Holzpfählen ruhend, einen Vorraum, der nach drei Seiten offen ist. Im Hintergrund des Innenraumes befindet sich auf Tischhöhe eine Bretterbühne, im Unterinntal „*bograd*“ genannt, die zuweilen fast die Hälfte des Raumes ausfüllt. In einem Winkel neben der Tür steht ein einfacher, roh aus Steinen aufgewölbter Ofen, der von außen geheizt wird<sup>30</sup>). Er besteht aus einem viereckigen Unterbau, über welchem ein Gewölbe von lockeren (wie man in Tirol sagt: *rogl'n*) Steinen errichtet wurde; die Flammen des Ofenfeuers können durch das locker gefügte Gewölbe hindurchschlagen; um dies zu verhindern, werden Scherben über das Gewölbe aufgeschüttet. Man hat ursprünglich das Gewölbe offenbar deswegen so errichtet, um die aufzuliegenden Steine, die in erhittem Zustand der Bereitung eines ertümlichen Dampfbades dienen sollten, entsprechend heiß machen zu können. Diese Badstuben dienen heute als sogenannte Brechel- oder Dörrstuben (auch „Brechel- oder Grammelhütten“ genannt) dem Dörren und Brecheln („Grammeln“) des Flachses. Durch Heizung des Ofens wird eine bedeutende Hitze in dem engen Raum erzeugt, so daß der Flachs, der auf der Bühne ausgebreitet wurde, gedörrt werden kann. Im Anschluß an das Dörren findet im offenen Vorraum der Badstube das Brecheln oder Grammeln statt. Solchen Dörrzwecken diente die Badstube schon seit ältesten Zeiten. Ihren Namen erhielt sie aber als alter Baderaum. Es wurde hier jedoch nicht ein Wasserbad bereitet oder doch nicht in erster Linie, sondern ein Schwitz- und Dampfbad. Davon gibt für die Zeit des ausgehenden 16. Jahrhunderts der Arzt des adeligen Damenstiftes in Hall bei Innsbruck, Hippolytus Guarinoni, in seinem 1610 zu Ingolstadt erschienenen Werke „Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts“ Seite 901 folgende Schilderung: „... wann man in den ehrlichern und ansehnlichern Häusern ein darzu gerüste Wannen oder kleine Stüble hat, darinnen man gehitzte Ziegel oder Kißlingstein einträgt und mit abgesottnem Wasser von guten und wohlriechenden Kräutern die Stein begeust, daraus die Wärme und der Dampf räucht, dadurch die Haut eröffnet und der Schweiß allgemach herauß geführt ... wirdt.“ Wenn auch diese Beschreibung zunächst das Schwitzbad in Stadthäusern ins Auge faßt, so war doch der Vorgang in den bäuerlichen „Badstuben“ im Wesen der gleiche. Bei Albrecht Dürer findet sich eine Zeichnung einer Badstube, man gewahrt da „nackte Weiber und Kinder die Haut reibend, waschend und mit Badequasten peitschend. Im Hintergrund sieht man einen großen Ofen, in dem Rollsteine erhitzt werden. Diese wurden mit Wasser beschüttet und so der nötige Dampf erzeugt oder man warf sie in mit Wasser gefüllte Kübel“<sup>31</sup>).

<sup>30</sup>) Die zweigeschoßige Badstube mit ihrer vorgeschritteneren Einrichtung, die Plattner (Tiroler Heimatblätter, Jg. 1926, S. 21 ff.) schildert, dürfte kaum die allgemein verbreitete Form der volkstümlichen Badstube, sondern eine entwickeltere Form der Badeeinrichtungen darstellen, wie sie wohlhabendere Leute sich vergönnten. Zu Plattners Beschreibung eines zweigeschoßigen Badhauses mit Heizung im Erdgeschoß wäre zu vergleichen Heyne, Hausaltertümer, 3. Bd., S. 56f.

<sup>31</sup>) Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat. Natur und Geisteswelt, 116. Bändchen (1906), S. 93, Anm.

Daß auch in den ältesten Badstuben die Badbereitung eine ähnliche war, beweist uns die Beschreibung, welche ein arabischer Jude im Jahre 973 von einer Badstube im östlichen slawisch-deutschen Grenzgebiet liefert<sup>32)</sup>.

Die Art, wie man in den Badstuben in einzelnen unserer Alpenlandschaften noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts badete, wird in einem Bericht geschildert, den der Landrichter von Rauris der salzburgischen Hofkammer am 18. Juli 1793 zugehen ließ. Hier heißt es: „Der Gebrauch hievon (das heißt von den Badstuben) wird Ostern, Pfingsten und Weynachten folgendergestalt gemacht: Der in solchen Schwitzbädern ganz gemauerte Ofen, worauf Kieselsteiner von mittelmäßiger Größe liegen, wird stark geheizt und das Hausgesinde männlichen und weiblichen Geschlechts separiert, bereitet sich vorher durch Brandwein und Midritat<sup>33)</sup> zur Ausdünstung, stellt sich ganz nackt auf die darin angebrachte Bank, dann wird warmes Wasser auf die erhitzten Kieselsteine des Ofens gegossen, welches einen unleidentlichen Dunst verursacht, jeden wird sodann eine Portion warme Lauge zu trünken gegeben und endlich der Körper des Badenden in die Zichtigung genohmen, mit warmen Wasser begossen und derb herabgewaschen, daher geschieht es sehr oft, daß Leute, die nicht eiserne Naturen haben, krank bedäubt herausgebracht werden müssen“<sup>34)</sup>. Die Art, wie hier in den bauerlichen Badstuben einiger Salzburger Gebirgslandschaften noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts gebadet wurde, ist dieselbe, wie sie heute noch in Rußland und Finnland üblich ist. Es handelt sich hier um ein Schwitzbad gleich der finnischen Sauna. „Sogar das eigentümliche Schlagen mit Ruten (die „Zichtigung“) kam vor“ (Klein, a. a. O., Folge 2). Auch in unseren tirolischen bauerlichen Badstuben wurden solche Schwitzbäder genommen, die Erinnerung daran ist jedoch im Volk geschwunden. Ein Bauer des Unterinntales, den ich einmal frug, warum man denn diese Hütten „Badstuben“ nenne, wenn doch darinn nicht gebadet werde, erwiderte mir, die Badstuben hießen eigentlich richtig *bástuben* von *bán* (= bähnen), weil hier der Flachs *gebát*, das heißt geröstet werde. Im Salzburgerischen hat sich die Erinnerung an das alte Schwitzbad in der Badstube bis herab in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten.

In Tirol ist anscheinend der Gebrauch der Badstube im alten Sinne bereits im Verlaufe des 18. Jahrhunderts abgekommen. Im 17. Jahrhundert hatte von kirchlicher und ärztlicher Seite eine scharfe Verurteilung bestimmter Formen des Bädergebrauches eingesetzt. Nicht die bauerliche Badstube war es zunächst, welche Anstoß erregte, sondern die Vorkommnisse in den öffentlichen Bädern, die Gesellschaftsbäder, erregten Ärgernis, wie denn manche Bäder einem öffentlichen Hause ähnlicher waren als einer Anstalt, die der

<sup>32)</sup> Vgl. Quellen zur deutschen Volkskunde, hg. v. Geramb und Mackensen, 1. Heft (1927).

<sup>33)</sup> „eines der ältesten Arzneimittel, als allgemeines Gegengift berühmt, ursprünglich aus 54 verschiedenen Substanzen bestehend“ (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 6. Bd., Sp. 397). Von Zillertaler „Ölträgern“ wurde unter anderen Heilmitteln auch Mithridat verkauft. Vgl. v. Hörmann, Tiroler Volkstypen, S. 192.

<sup>34)</sup> Dieser Bericht wie die folgenden Ausführungen über die Bekämpfung des alten Schwitzbades und der Badstuben ist entnommen der sehr dankenswerten Abhandlung von H. Klein, Zur Geschichte der Badstuben in Salzburg (Salzburger Heimatwerk, Mitteilungsblatt, Jg. 1, Salzburg 1943, Folge 2–4). Meines Wissens wird hier zum erstenmal eine quellenmäßige Darstellung von der Beseitigung des uralten alpenländisch-bauerlichen Schwitzbades in der Badstube gegeben.

Gesundheit dienen sollte. Durch die öffentlichen Badstuben wurde auch die Ausbreitung ansteckender Krankheiten gefördert. Der bereits erwähnte Tiroler Arzt Guarinoni spricht (S. 944) ausführlich und mit scharfen Worten von den „unschambaren und bestialischen wie auch schädlichen und unzählbarer Leut würgenden gemeinen Greuel der offenen (öffentlichen) Stadtbäder.“ Er mahnt (S. 951) die christlichen Obrigkeiten, sie mögen die „meisten Badhäuser vertilgen und als gemeine (allgemeine) und fügliche Ursachen zu aller Unzucht, Laster und Unschambarkeit gar außreutten lassen“. Die Einrichtung der häuslichen Dampf- und Schwitzbäder nach alter Art billig er. Die zunehmende Verurteilung der öffentlichen Bäder führte aber doch dahin, daß schließlich „das Kind mit dem Bad ausgeschüttet wurde“ und das Baden in dieser alten Form ganz allgemein in Mißkredit kam<sup>35</sup>).

Viele unserer Soldaten haben bei einem Einsatz im Norden die finnische Sauna kennen und schätzen gelernt. Es wäre wünschenswert, daß die Dampf- und Schwitzbäder, wie sie einst in unseren bäuerlichen Badstuben genommen wurden, in zeitgemäßer, verbesserter Form gerade auch bei unserem Landvolk wieder in Schwung kämen. Einzelne verständige, mit den bäuerlichen Verhältnissen vertraute Ärzte haben bereits in der Zeit, da die Behörden der Aufklärungszeit gegen die Badstuben und ihre Benützung einschritten, den gesundheitlichen Wert von Dampf- und Schwitzbädern hervorgehoben. Der landschaftliche Physikus Dr. Ignaz Niederhuber zu Radstatt preist in einem Gutachten vom 7. Oktober 1793 mit warmen Worten „den Nutzen dieser Qualm- und Dunstbäder“ gerade für das Landvolk zur Beförderung der Reinlichkeit und Verhütung von Krankheiten<sup>36</sup>).

Im 17. und 18. Jahrhundert erscheint nach Ausweis der tirolischen Kataster in allen tirolischen Landschaften die Badstube als Zubehör großer Höfe. Dorfordnungen (Weistümer)<sup>37</sup> unterscheiden Gemeindebadstuben und Badstuben der einzelnen Bauern. Auf eine Badstube der Gemeinde dürfte sich wohl die Stelle einer Stamsner Urkunde von 1348 beziehen, wo ein „*anger unter der padstuben*“ genannt wird<sup>38</sup>). Eine bäuerliche Badstube als Zubehör eines Hauses nennt eine Urkunde von 1364 für Freudenfeld südlich Sterzing<sup>39</sup>). Heute steht nur mehr ein kleiner Teil der alten Badstuben. Aus Gründen der Feuersicherheit mußten die Badstuben abseits der Wohnhäuser, in größerer Entfernung errichtet werden. Für die Dörr- und Brechelstuben, welche von gemeindewegen errichtet werden, schreibt dies noch die tirolische Feuerordnung von 1817 vor<sup>40</sup>).

Der Backofen, die pistoria „(Pfister, Bäckern“) wird als gesondertes Bauwerk zwar nicht in den Volksrechten, wohl aber in anderen älteren Quellen für Bayern bezeugt<sup>41</sup>); auch er erscheint bei vielen Höfen Deutschirols. Vereinzelt wird das Bauwerk noch heute als „Pfister“ bezeichnet (so in Pfunders,

<sup>35</sup>) Vgl. Sinwel in Tiroler Heimatblätter, Jg. 1926, S. 136.

<sup>36</sup>) Vgl. Klein, a. a. O., Folge 4.

<sup>37</sup>) Eine Zusammenstellung der auf die Badstube sich beziehenden Stellen der „Tirolischen Weistümer“ bietet Sinwel in Tiroler Heimatblätter, Jg. 1926, S. 134f.

<sup>38</sup>) Archiv Kloster Stams, Register des Propsteiamtes 1726, S. 134f.

<sup>39</sup>) Archivberichte aus Tirol, 2. Bd., S. 397, Nr. 2007.

<sup>40</sup>) Vgl. Wörz, Gesetze und Verordnungen in Bezug auf die Kultur des Bodens in der Provinz Tirol und Vorarlberg. II. Teil, 1. Abt., S. 374.

<sup>41</sup>) Vgl. Stephani, a. a. O., I., 329.

einem Nebental des westlichen Pustertales). Im Westen Tirols ist der gesonderte Backofen auch in das Gebiet des aus der Küche hinausgebauten Backofens vorgezogen<sup>42</sup>). Der gesonderte Backofenbau erscheint in zwei Hauptformen, welche die Abbildungen 9 und 10 wiedergeben. Oft ist der Backofen mit einer Waschkühe — *seachtkuchl* oder *seacht* kurzweg — verbunden.

Auffallen muß, daß in den Volksrechten der Bayern und Alemannen von Stallungen für das Großvieh keine Rede ist. Ställe für Schweine und Schafe erwähnt das alemannische Volksrecht. Nun kann aber doch kaum bezweifelt werden, daß es auch damals bei Bayern und Alemannen bereits Ställe für Pferde und Rinder gegeben haben muß<sup>43</sup>). Das fränkische Volksrecht nennt (16, § 4) eine *scuria cum animalibus*, eine Scheuer, in welcher Tiere untergebracht sind, also etwas ähnliches, wie „Stall und Stadel“, die wir beim rätoromanischen Haus in Vereinigung zu einem gesonderten Bauwerk kennen lernten. Die *scuria*, welche das bayerische Volksrecht nennt, läßt sich aber nicht wohl als solche Vereinigung von Stall und Stadel betrachten. Die Nichterwähnung von Ställen für das Großvieh wird daher so zu erklären sein, daß diese Stallräume mit dem Wohnbau vereinigt waren, wie wir eine solche Vereinigung bei alten Bauernhäusern im ganzen süddeutschen Gebiet vom Elsaß bis Oberösterreich feststellen können<sup>44</sup>). Der Stall bildet in solchen Häusern nur eine „Stelle“ des Hauses, war aber nicht gesonderter Bau. Bei Häusern dieser Art ist der Stallraum nicht bloß äußerlich dem Wohnbau angegliedert, sondern steht mit letzterem in einer engeren, inneren Verbindung; diese kommt bei alten Tiroler Häusern dieser Art darin zum Ausdruck, daß das Vieh im Stall vom Tennenraum aus, der zugleich Hausgang ist und den Zugang zu den Wohnräumen bildet, durch die Futterlöcher, welche die Wand zwischen Tenne und Stall durchbrechen, gefüttert wird und der Stall, durch eine Türe, welche aus der Tenne in den Stall führt, zugänglich ist<sup>45</sup>).

Daß eine solche enge Verbindung von Wohn- und Wirtschaftsgebäude im südlichen Deutschland bereits im frühen Mittelalter vorkam, bezeugt der

<sup>42</sup>) Über das Gebiet des über die Küchenwand hinausgebauten Backofens vgl. Wopfner in Veröff. d. Mus. Ferd., 8. Bd., Karte.

<sup>43</sup>) Vgl. hierüber die wertvollen Ausführungen Rhamms, Der heutige Stand der Hausforschung in „Globus“, 71. Bd. (1897), S. 183. Stephani, a. a. O., I., 329, will die Nichterwähnung von Ställen für Großvieh damit erklären, daß die Tiere während des größten Teiles des Jahres auf der Weide waren und nur während der kältesten Jahreszeit in gewiß sehr primitiven Gelassen untergebracht wurden. Von den Baulichkeiten, deren Beschädigung in den Volksrechten unter Strafe gestellt wird, sind aber ohne Zweifel einige gleichfalls zu den „primitiven Gelassen“ zu zählen. Wenn die Volksrechte deren Anführung für nötig erachteten, und auch die Zerstörung von Ställen für das Kleinvieh unter Strafe stellten, ist nicht anzunehmen, daß sie die Ställe für das Großvieh, wenn solche als gesonderte Bauten bestanden, nicht erwähnt haben würden. Irrig ist Stephanis Ansicht, daß die Viehzucht bei den Bayern im Verhältnis zur Jagd eine sehr untergeordnete Rolle spielte.

<sup>44</sup>) Vgl. Rhamm in „Globus“, 71. Bd., S. 172ff.; Steinbach, Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte (Schriften des Instituts für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg, Heft 5, 1926, S. 91); Gruber, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser (Karlsruhe 1926), S. 10ff.; Kriechbaum, Das Bauernhaus in Oberösterreich. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, hg. von F. Metz, 29. Heft (Stuttgart 1933), S. 34ff.

<sup>45</sup>) Vgl. Wopfner, Volkskunde, S. 229 (Mittertennbau).





Abb. 8. Badstube beim Ralser in Scheffau.



Abb. 9. Backofen beim Wirtshaus in Flaas (westlich Bozen).



Abb. 10. Backofen in Kappl (Paznaun).

Planentwurf für das Kloster St. Gallen aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts<sup>46</sup>). Hier finden sich unter anderem eine Reihe von Gebäuden, die landwirtschaftlichen Zwecken dienen sollen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Verfasser des Planes — den wir vielleicht im schwäbischen Nachbarkloster Reichenau suchen dürfen<sup>47</sup>) — sich bei den Entwürfen für diese Baulichkeiten an einheimische Bauformen hielt. Unter den Plänen für Wirtschaftsgebäude treffen wir nun auch ein Bauwerk, das Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach vereinigt. In seinem Erdgeschoß enthält es einen Herdraum und zu seinen beiden Seiten Schlaf- und Stallräume. Über den Stallräumen befand sich nach einem Vermerk die Scheune (*tabulatum*)<sup>48</sup>).

<sup>46</sup>) Vgl. hierüber Dopsch in Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 13., S. 63ff. und 609ff. Der Umstand, daß es sich beim „Plan von St. Gallen“ nur um ein geplantes, nicht aber um ein tatsächlich ausgeführtes Bauwerk handelt, ist kein Hindernis, den Plan für unsere Zwecke zu verwenden.

<sup>47</sup>) Vgl. Dopsch, a. a. O. S. 67.

<sup>48</sup>) Vgl. Stephani, II., 56, *Tabulatum* war die Heulege, nicht der Getreideboden, wie Stephani meint. Es wurde bereits oben S. 702) auf die Verbindung von Stall und Stadel (= Heulege) beim rätoromanischen Haus des 8. Jahrhunderts hingewiesen.

Anschrift des Verfassers: Universitäts-Professor Dr. Hermann Wopfner, Plumeshof  
(Post Mutters bei Innsbruck)

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1951

Band/Volume: [31](#)

Autor(en)/Author(s): Wopfner Hermann

Artikel/Article: [Zur Geschichte des süddeutschen Gehöftebaues \(mit besonderer Berücksichtigung Tirols\). Mit 10 Bildern \(Tafel XLVIII-LI\). 699-713](#)